

riation throughout the book, namely *anti-utopia* and *counter-utopia*. For a nuanced understanding of the utopian theory and practices Braga analyses in this volume, the two terms should be read differently. Anti-utopia should be understood as a trend of thought, while counter-utopia is a textual result, a form of representation, a rationalisation of this trend. Analogically speaking, this is the difference established by Humboldt, in the theory of language, between *energeia* and *ergon*. The poetic state would be the equivalent of the concept of *energeia*, designating language as diffuse, potential energy, in constant motion and tension, as a *process* from which the particular forms of language arise. On the other hand, *ergon* is the *product*, poetic language, that is, a limited and constraining grammar, frozen in historical, stabilised, crystallised forms. In Corin Braga's view, counter-utopia is inextricably linked with the spiritual and political model of the Counterreformation, which sees Utopia as "une voie vers la damnation et un enfer sur terre." As nightmarish visions reflected in deforming, perverted mirrors, the negative projections of demonised hypothetical universes solve, in a violent and dramatic manner (as imaginary constructs), the crisis reached by the relations between Utopia and the ecclesiastical establishment. Only by being turned inside out, like a glove, can Utopia achieve legitimacy in man's historical city. One might say that Utopia shares the same destiny, on a macro-historical cultural and spiritual level, as tragedy. According to Nietzsche, Camus and others, ancient tragedy, related to the mythical, archetypal climate, had two enemies: Christianity and rationalism. This also holds true for the "enchanted" imaginary of medieval geographies or the

utopian orthodox or heterodox projections of the past few centuries.

The author's previous studies approached the problem of postmodern shamanism, expressing implicitly (so far) the belief in the resurrection of the enchanted imaginary, which, as the author maintains, is reasserting itself as a phantasmatic response to the pragmatism and scientist objectivation of the contemporary world. This, however, is the subject of another story. What *Du paradis perdu à l'antiutopie aux XVI^e-XVIII^e siècles* amounts to is an exciting and enlightening, indeed an excellent synthesis of human self-representations. □

CĂLIN TEUȚIȘAN

FLAVIUS SOLOMON, KRISTA ZACH, JULIANE BRANDT (Hg.)

Vorbild Europa und die Modernisierung in Mittel- und Südosteuropa

LIT Verlag, Berlin 2009

DER VORLIEGENDE im LIT Verlag in Berlin von Flavius Solomon, Krista Zach und Juliane Brandt (2009) herausgegebene Band *Vorbild Europa und die Modernisierung in Mittel- und Südosteuropa*, sammelt Beiträge einer im September 2005 in Iași abgehaltenen Konferenz, die sich der Vorbildwirkung institutioneller und ideeller Konzepte aus West- und Mitteleuropa auf Modernisierungsbestrebungen in mittel- und südosteuropäischen Ländern widmete.

Die Beiträge stammen von Historikern und Historikerinnen aus Bulgarien, Deutschland, Kroatien, der Republik Moldau, Rumänien, der Slowakei, Slowenien und Ungarn und wurden von den Herausgebern in drei thematische Blöcke eingeteilt.

Der erste Block mit dem etwas schwerfälligen Titel *Planende Eingriffe und Konzepte der modernen Gesellschaft* beinhaltet sehr unterschiedliche Arbeiten über die Entstehung von Vereinswesen, Urbanisierungsprozesse in Südosteuropa, den Aufbau eines modernen Postsystems, oder den Säkularisierungsprozess in Rumänien.

Im zweiten thematisch konsistentesten Block *Wirtschaftliche Prozesse und Institutionen* finden sich drei Beiträge zu verschiedenen Bereichen der ungarischen Wirtschaftsentwicklung, sowie eine Arbeit zur außenhandelspolitischen Orientierung Bulgariens in der Zwischenkriegszeit.

Der dritte Block *Standortreflexionen und Identitätsentwürfe* umfasst jene Beiträge des Bandes, die sich am stärksten mit geistesgeschichtlichen Aspekten der gegenseitigen Beeinflussung zwischen den westlichen und östlichen bzw. südöstlichen Regionen Europas befassen.

Im folgenden werden die Beiträge jeweils kurz inhaltlich skizziert, wobei gegebenenfalls Auffälligkeiten kommentiert werden. Eine zusammenschauende Gesamtkritik wird anschließend im Schlussteil versucht.

Iskra Iveljić: Modernisierung Kroatiens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Europäische Vorbilder und kroatische Besonderheiten (S. 25-47)

Im ersten Beitrag beschäftigt sich Iskra Iveljić mit den modernisierenden Reformbestrebungen während der Banschaft von Ivan Mažuranić (1873-1880) in Kroatien und dem Einfluss, den ausländische Vorbilder auf diesen Prozess hatten. Das wegweisende Reformprogramm Mažuranićs war im Rahmen des kroatischen Subdualismus einigen Einschränkungen ausgesetzt, weshalb es sich neben zivilgesellschaftlichen Emanzipationsmaßnahmen vor allem auf ad-

ministrative Reformen konzentrierte, mit dem Ziel, mehr Unabhängigkeit von den Budapester Zentralbehörden zu erlangen.

Kommentar: Wenngleich Iveljić vor allem auf juristischer Ebene Modellfunktionen ausländischer Regelungen nachweist, gelingt es der Autorin in der anschließenden Detailstudie über das kroatische Bildungswesen leider nicht, überzeugende Rückschlüsse auf die vorangestellte Frage nach der Bedeutung der Vorbildwirkung in dem gegebenen Kontext herzustellen.

Árpád Tóth: „Nachäffen“ oder zivilisatorisches Aufschließen? Die Pester Vereine des Vormärz und ihr Verhältnis zu westlichen Vorbildern (S. 49-69)

Im zweiten Beitrag geht Árpád Tóth auf die Herausbildung eines modernen Vereinswesens in Ungarn während der Zeit des Vormärz ein, wie sie gerade typisch für die englische und deutsche Gesellschaft dieser Zeit waren. Seine zentrale Fragestellung widmet sich vor dem Befund der großen Ähnlichkeiten des Vereinswesens in England, Deutschland und Ungarn den Mechanismen, über welche die Bekanntschaft mit den westlichen Vorbildern und die anschließende Übernahme im speziellen Kontext der ungarischen gesellschaftlichen Zusammenhänge geschehen. Es zeigt sich, dass vor allem das Pester Vereinswesen vor 1848 alle im Westen vorhandenen Vereinstypen aufzuweisen hatte, die auch hinsichtlich ihrer sozialen Funktion vollständig den ungarischen Verhältnissen angemessen waren. Gleichfalls lagen die Zeitpunkte der Vereinsgründungen in nur kurzem Abstand zu bzw. gelegentlich sogar vor jenen ihrer europäischen Vergleichstypen.

Kommentar: Tóth zeichnet ein komplexes Bild vom ungarischen Vereinswesen und seinen englischen und deutschen

Vergleichsfällen. Sein dadurch genauer empirischer Befund ergäbe eine fruchtbare Möglichkeit, den Zusammenhang von Vorbild und Nachahmung differenzierter zu diskutieren, da darin gerade deutlich wird, dass die konzeptuell unterstellte Einseitigkeit von westlichem Vorbild und östlicher Nachahmung empirisch keine Unterstützung findet. Leider bleibt diese Möglichkeit ungenutzt.

Flavius Solomon: Das europäische Vorbild und die Urbanisierung in Südosteuropa am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts (S. 71-86)

Flavius Solomon nähert sich dem Thema Vorbild-Übernahme über die Urbanisierungsprozesse in Südosteuropa am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts. Diese relativ spät einsetzende Entwicklung konnte sich dabei auf Erfahrungen und Lösungen vor allem aus Großbritannien stützen, die bereits vielfältig auf die komplexen Herausforderungen der sich schnell entwickelnden Ballungsräume reagiert haben. Über einen vor allem staatlich forcierten Urbanisierungsprozess ergab sich zum einen eine relative „Uniformierung des Erscheinungsbildes der Städte“ (S. 82) wie im Falle des Habsburgerreichs, und zum anderen werden in der städtebaulichen Entwicklung außenpolitische Strategien und Orientierungen sichtbar. Dies wird besonders deutlich an der planmäßigen Gestaltung Bukarests als „Klein Paris“, am Umwandlungsprojekt des „orientalischen Belgrads“ in ein „Klein Wien“ am Ende des 19. Jahrhunderts, sowie an der historischen Entwicklung in Bulgarien, wo man sich nach anfänglicher Bevorzugung russischer Vorbilder, zunehmend an den Vorbildern österreichischer Städte orientierte. In allen Fällen ging es vorderhand darum, seine Behauptung als

europäischer Staat, als Antithese zur orientalischen Prägung durch das Osmanische Reich, herauszustreichen.

Kommentar: Im Vergleich zu den bisher vorgestellten Beiträgen ist der Aufsatz von Flavius Solomon durch einen wesentlich balancierteren Zugang zum Zusammenhang von Vorbild und Übernahme gekennzeichnet, der auch die politisch-ideologischen Implikationen sowie die Grenzen solcher Vorbildwirkung sichtbar macht.

Tanja Žigon: Das Postwesen als Modernisierungsfaktor in Krain untersucht anhand der Studien von Peter von Radics (1836-1912) (S. 87-103)

Tanja Žigon fasst in ihrem Artikel die Ausführungen des Krainer Historiographen Peter von Radics (1836-1912) zur Entwicklung des Postwesens in Krain vom 16. Jahrhundert bis zur Errichtung des Laibacher Post- und Telegrafengebäudes im Jahre 1896 zusammen, aus welchem Anlass von Radics das besprochene Werk vorlegte. Das Postwesen in Krain war anfangs vor allem als Warnsystem vor den unweit lagerten osmanischen Truppen bedeutend. Gleichzeitig wurde das sich verkehrstechnisch in wichtiger Lage befindliche Gebiet auch schon früh als Informationskanal für Handelskorrespondenzen, militärischen Informationsfluss oder auch privaten Briefverkehr genutzt. Im Zuge der Reformen im 18. Jahrhundert wurde das Postwesen im ganzen Reich verstaatlicht, wodurch die von nun an zentral verordneten Vorgaben auch das Postsystem der Krain miteinbezogen.

Kommentar: Leider lässt die außerordentliche Verdichtung auf das bereits für sich genommen als oberflächlich (Anm. 9, S. 89) bezeichnete Werk eines einzigen Forschers, den etwas allgemeiner orientierten Leser völlig mit sich allein, wie das Gelesene in

den Zusammenhang des Bandes, oder in irgend einen anderen größeren Zusammenhang einordenbar ist.

Bogdan Moşneagu: Die rumänische orthodoxe Kirche und die Moderne. Aspekte eines Säkularisierungsprozesses im 19. Jahrhundert (S. 105-122)

Der letzte Beitrag des ersten Themenblocks stammt von Bogdan Moşneagu und zeigt eine vergleichende Studie der Säkularisierungsprozesse in ausgewählten Ländern West-, Mittel- und Osteuropas unter besonderer Berücksichtigung der rumänischen Säkularisierung ab dem 19. Jahrhundert. Nach einer kritischen Begriffsreflexion über Moderne, Postmoderne und der Bedeutung der Säkularisierung für diese Konzepte, schildert der Autor die Grundzüge des Säkularisierungsprozesses in Frankreich, Russland, Großbritannien und Deutschland, um den rumänischen Vergleichsfall einer genaueren Analyse zu unterziehen. Bedeutende Parallelen und Vorbildwirkung macht der Autor vor allem im Vergleich mit den französischen sowie mit den russischen Entwicklungen aus, die beide in radikaler Form die kirchlichen Strukturen den staatlichen unterordnen konnten, um sie politisch zu kontrollieren.

Der rumänische Säkularisierungsprozess, der unter russischer Besatzung ab 1828 seinen Anfang nahm, begann vor allem nach der Vereinigung 1859, sich unter Rückgriff auf französisch-revolutionäre Modelle die kirchliche Macht unterzuordnen. Dennoch weist Moşneagu darauf hin, dass eine vollständige Trennung der orthodoxen Kirche vom rumänischen Staat, wie sie etwa Frankreich im Jahr 1905 vollzog, niemals stattgefunden hat, wodurch die Säkularisierung der rumänischen Gesellschaft letztlich unvollständig blieb.

Roman Holec: „Zentrum“ und „Peripherie“ im Modernisierungsprozess Mitteleuropas am Beispiel der Slowakei (S. 125-144)

Roman Holec behandelt das Gebiet der heutigen Slowakei vom 19. Jahrhundert bis zum Zusammenbruch der Habsburgermonarchie aus dem Blickwinkel einer Zentrum-Peripherie-Beziehung, die er zunächst vor allem ökonomisch definiert. Vor der vorangestellten Charakterisierung Oberungarns (der heutigen Slowakei) als in doppeltem Sinne periphere Region (Ungarn als Peripherie des Habsburgerreichs; Oberungarn als Peripherie Ungarns), legt er eine detaillierte Analyse der ökonomischen Stellung der Region innerhalb der ungarischen Volkswirtschaft vor, deren Ergebnisse jedoch in erstaunlichem Widerspruch dazu stehen, was er zuvor als Peripherie definiert hat. Seit Beginn der Industrialisierung in Ungarn konnte sich Oberungarn als die bedeutendste Wirtschaftsregion des Landes etablieren. Auch nach der ab 1867 einsetzenden staatlichen Industrialisierungspolitik Budapests blieb die oberungarische Region trotz des rasanten Aufstiegs der Hauptstadt bis zum Ende der Monarchie in vielen Industriesparten die stärkste Kraft und die in ihrer Mehrheit staatlichen Betriebe profitierten überproportional zu Fläche und Einwohnerzahl an staatlichen Industriesubventionen (s. Tabelle 1, S. 133). Im folgenden Abschnitt über „Oberungarn als Ungarns Peripherie auf dem Gebiet der Urbanisierung“ (S. 139ff.) nimmt der Artikel einen inhaltlichen Schwenk auf die ungarische Nationalitätenpolitik in der Spätphase der Monarchie. Mit „Peripherie auf dem Gebiet der Urbanisierung“ meint Holec nämlich das Fehlen eines für die slowakische Nationalbewegung bedeutsamen Städtebürgertums (S. 141). Ohne Bezug zu seinem eingangs ökonomisch definierten Peri-

perieriekonzept führt Holec weiter aus, „dass mit der Schaffung der Tschechoslowakei der Modernisierungsprozess [...] endgültig zum Durchbruch [kam], als die Slowaken sich sehr intensiv als moderne Nation im wahrsten Sinne des Wortes [formierten]“ (S. 142). Und weiter: „Die Peripherie verlor ihren bisherigen Charakter. Nun öffneten sich symbolische Türen und Fenster in die Welt sowohl für die Metropole als auch für die einzelnen Regionen und für die Staatsbürger aller Nationalitäten“ (S. 143).

Kommentar: Die sehr widersprüchliche Argumentation von Holec hinterlässt beim Leser erhebliche Irritation. Der erste Abschnitt, der die wirtschaftliche Position Oberungarns analysiert steht in diametralen Widerspruch zum ständig behaupteten Peripheriestatus der Region. Die folgenden Ausführungen zum Nationalitätenproblem stehen wiederum in nicht nachvollziehbarem Zusammenhang mit dem Beginn. Dass der Modernisierungsprozess ausgerechnet dann zum Durchbruch gekommen sein soll, als die Region erstmals in wirtschaftlicher Hinsicht peripher geworden ist – nämlich nach der Gründung der Tschechoslowakei – entlarvt die vorgeblich wirtschaftliche Argumentation als unglückliche Tarnung.

Juliane Brandt: Wohlfahrtsstaatlichkeit in Ungarn. Europäische Vorbilder und magyarischer Entwicklungspfad (S. 145-188)

Im längsten und dem in vielfacher Hinsicht herausragenden Artikel analysiert Juliane Brandt die Entwicklung des ungarischen Wohlfahrtsstaats in einem breit angelegten europäischen Vergleich. Die Autorin entwirft eine komplexe Theorie, um die verschiedenen wohlfahrtsstaatlichen Arrangements (Franz Xaver Kaufmann) einzuordnen, wobei die Vorbildwirkung

west- und mitteleuropäischer Lösungen dezidiert nicht als einseitiger West-Ost-Transfer aufgefasst wird. „Vielmehr ist ein wechselseitiges ‚Lernen‘, ein Beobachten ausländischer Lösungen [...] zu konstatieren“ (S. 151f.). Analysemodelle sozialer Sicherungssysteme umfassen unterschiedliche sozioökonomische und sozialstrukturelle Ausgangslagen, Verbindungen mit den jeweiligen politischen Systemen, sowie obrigkeitliche Traditionen und allgemeine Tendenzen der politischen Kultur einer Gesellschaft. In dieser Hinsicht zentral ist die Art, wie die „soziale Frage“ formuliert wird, sowie die Eigendynamik eines einmal eingeschlagenen Wegs, die sich in geschaffenen institutionellen Lösungen fort schreibt. Nach einer eingehenden Schilderung der zwei gegensätzlichen Modelle in Großbritannien und Deutschland, zeigt der ungarische Fall Elemente und Beeinflussung durch sowohl englische als auch deutsche Traditionen. Das liberale Bekenntnis der ungarischen politischen Elite hat sich seit jeher an der englischen Ideengeschichte orientiert, während auf einer praktisch-administrativen Ebene eine oft studienbedingte und aus der habsburgischen Verwaltungspraxis herrührende „deutsche“ Beeinflussung deutliche Spuren hinterließ. Diese Einflüsse und die bis zum Ersten Weltkrieg nach wie vor ländlich geprägten ungarischen Gesellschaftsverhältnisse bilden den Erklärungskontext, in dem der ungarische Weg von einem deutschen Pflichtversicherungsmodell für ausgewählte Bevölkerungsgruppen und dem gleichzeitigen Bestehen von außerstaatlichen Selbsthilfesystemen zum Ausgleich typischer Notlagen – wie in England praktiziert – eingeordnet wird.

György Kövér: Modernisierungsparadigmen und die Entstehung des Bankensystems Ungarns im 19. Jahrhundert (S. 189-200)

Der Beitrag von György Kövér beschäftigt sich mit der Entstehung des ungarischen Bankwesens im 19. Jahrhunderts und zeigt anhand des Beispiels der sogenannten „*crédit mobilier*“ – in heutigen Begriffen einer „Investmentbank“ – wie sich ein innovativer Bankentyp in Europa verbreiten und unter welchen Umständen ein solch neuer Typus erfolgreich sein kann. Beginn und Ausbau des modernen Bankensystems in Österreich-Ungarn fallen in die Zeit des Neoabsolutismus, in der sich eine Zentralbank, sowie Sparkassen, Kommerzialbanken, Hypothekenbanken („*crédit immobilier*“) und Kreditgenossenschaften als Bankentypen herausbildeten. 1852 schufen die Gebrüder Pereire in Frankreich mit der „Société Générale de Crédit Mobilier“ zusätzlich einen neuen und innovativen Bankentyp, der sich bald danach zuerst in Österreich und 1867 in Form der „Ungarischen Crédit Mobilier“ auch in Ungarn etablieren konnte. Die vergleichende Analyse der ab 1871 durch einen Kartellvertrag mit der „Ungarischen Allgemeinen Creditanstalt“ gemeinsam operierenden Bank- und Warenabteilung und den beiden internationalen Konkurrenzinstituten der Anglo-Ungarischen und der Franco-Ungarischen Bank zeigt, dass trotz universeller Anwendbarkeit eines innovativen Institutstyps in Europa, ein stabiler internationaler Hintergrund, sowie eine solide einheimische Einbettung Grundvoraussetzungen eines krisensicheren Bestehens einer Bank darstellen. Die Bank- und Warenabteilung erfüllte diese Voraussetzungen im Gegensatz zu den internationalen Konkurrenzinstituten und wurde daher nach der überstandenen Krise von 1873 zum Prototyp der mitteleuropäischen Universalbank-Koalition.

Markus Wien: Vorbild und Handelspartner. Deutschland in den bulgarischen außenhandelspolitischen Debatten der Zwischenkriegszeit (S. 201-218)

Markus Wien behandelt die außerordentlich engen wirtschaftlichen und politischen Verflechtungen Bulgariens mit Deutschland vor und während des Zweiten Weltkriegs aus der bulgarischen Perspektive. Anhand einer Diskursanalyse bulgarischer Wirtschaftsfachzeitschriften analysiert der Autor die im Betrachtungszeitraum stets zunehmende Bedeutung Deutschlands sowohl als Vorbild als auch als Handelspartner Bulgariens. Wien identifiziert drei Phasen der bulgarischen Westorientierung nach der Erlangung seiner Unabhängigkeit 1878. In der ersten Phase bis 1912 fand eine Beobachtung der als vorbildhaft empfundenen Wirtschaftsentwicklung statt, ohne sich jedoch direkt auf die bulgarische Wirtschaft auszuwirken. Nachdem man infolge der Niederlage im Ersten Weltkrieg in eine massive finanzielle Notlage geriet, konzentrierte man sich in der zweiten Phase auf den einzig exportfähigen Sektor, den Agrarsektor. Um der deutlicher ins Zentrum rückenden Modernisierungsproblematik gerecht zu werden, wurden nun westeuropäische und vor allem deutsche Agrarmodelle und Wirtschaftsweisen bereits stärker berücksichtigt. Die seit 1924 bestehende Führungsrolle Deutschlands als bulgarischer Außenhandelspartner verdichtete sich im Zuge der Weltwirtschaftskrise zu einer völligen Bilateralisierung der Außenhandelsbeziehungen. Als Schutz vor dem kompetitiven Weltmarkt begab man sich schließlich in den autarken deutschen Wirtschaftsraum und damit in vollständige Abhängigkeit von Deutschland.

Cornelius R. Zach: Europa – vom kulturellen Modell zum Integrationsinstrument. Anmerkungen zur Rezeption einer Idee in der neueren rumänischen Geschichte (S. 221-231)

Cornelius R. Zach zeichnet in seinem Beitrag die geistige Hinwendung Rumäniens an „Europa“ – gemeint ist Mittel- und Westeuropa – von den byzantinischen Ursprüngen der Donaufürstentümer bis zum Beitritt zur Europäischen Union nach. Byzanz konnte als sinnstiftendes Modell bis ins 19. Jahrhundert hinein nachwirken, vor allem da man sich mit der bis 1877 andauernden orientalischen Herrschaft weder politisch noch kulturell identifizieren konnte. Westeuropa, oder das „Abendland“, begann ab 1821 immer stärker über die neuen Eliten im Lande sich als „asymptotisches Modell für eine nachholende Modernisierung“ (S. 226) durchzusetzen. Mit dem Zusammenbruch des Kommunismus endete die verklärte Sicht auf den Westen als Projektionsfläche der eigenen Wünsche insofern, als dass man nun reelles Mitglied dieser Gemeinschaft wurde, wodurch sich in gewissen intellektuellen Kreisen eine Kritik am Westen herausbilden konnte, die bis dahin lediglich innerhalb der als zahllos charakterisierten orthodoxen Kirche sowie in der rechtsradikalen Legionärsbewegung existiert hatte.

Kommentar: C. R. Zach zeichnet ein stark vereinfachtes Bild von einem linear verlaufenden zivilisatorischen Aufstieg der rumänischen Gesellschaft, der dem allmählichen Wandel von einer Ost- zu einer Westorientierung entspricht, und hinterlässt dabei einen etwas selektiven Eindruck. Besonders schade ist seine Weigerung, die in dieser Hinsicht aufschlussreiche kommunistische Periode zu behandeln, welche nur in einer einzigen Randbemerkung Erwähnung findet.

Andrei Cușco: Zwischen „Orientalismus“ und Objektivität. Bessarabien in der russischen Ethnographie des 19. Jahrhunderts (S. 233-251)

Andrei Cușco stellt eine wissenschaftsgeschichtliche Darstellung der russischen Ethnographie von ihrer Entstehung Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu ihrer institutionellen Behauptung im Jahre 1845 vor, um danach die Eckpunkte dieser Entwicklung anhand der ethnographischen Forschung in Bessarabien zu demonstrieren. Im Zentrum der Überlegungen stehen dabei die Verflechtungen der Ethnographie als „reiner“ Wissenschaft mit den ideologischen Implikationen des sich zunehmend als imperial sowie national verstehenden russischen Staates. Der Autor zeigt, wie sich der allgemeine ideengeschichtliche Wandel vom universalistischen Paradigma des 18. Jahrhunderts hin zur nationalisierenden Auffassung des 19. Jahrhunderts innerhalb der wissenschaftlichen Diskussion der Ethnographie niederschlägt. Trotz der insgesamt starken Tendenzen zu einem „ethnographischen Russozentrismus“ (S. 236), sowie der zunehmenden staatlichen Vereinnahmung der Ethnographie als „Wissenschaft im Dienste des Imperiums“ (S. 233), erweist sich wie im Falle Bessarabiens deutlich wird, die ältere streng deskriptive und betont objektive Tradition der russischen Ethnographie als durchsetzungsfähig. Vor allem die im Gegensatz zur westeuropäischen und nordamerikanischen „Ethnologie“ betonte Ablehnung jedweder Theoretisierung immunisierte die bessarabischen Forscher weitgehend gegen die von Petersburg in nationalstaatlichem Interesse definierte theoretische Kategorisierung.

Andi Mihalache: Französische und englische Einflüsse auf die Denkmalpflege in Rumänien (S. 253-270)

In diesem Beitrag von Andi Mihalache wird der Leser in die zwei Hauptströme der europäischen Denkmalpflege eingeführt: eine englische, die über minimale Interventionen in die historische Bausubstanz ein Höchstmaß an Authentizität zu bewahren trachtet; sowie eine französische, die statt dessen aus einer betont gegenwärtigen Interpretation die ursprüngliche Absicht des Erbauers rekonstruieren möchte, und daher stilistische Uniformität vor Authentizität stellt. Stellvertretend für die französische Variante in der Denkmalpflege steht der Name ihres „Erfinders“ Eugène Viollet-le-Duc, dessen Theorie und Praxis der Herstellung einer „neuen Vergangenheit“ sich bald der massiven Kritik des „restauratorischen Vandalismus“ (S. 261) ausgesetzt sah. In einem Versuch, die vorderhand gegensätzlichen Traditionen der englischen und der französischen Denkmalpflege aus einem breiten Kontext des ihnen zugrunde liegenden intellektuellen Milieus, der historischen Kultur und allgemeineren Vorstellungen über die Vergangenheit und die Nachwelt der behandelten Gesellschaften herzuleiten, legt der Autor eine detaillierte Beschreibung der theoretischen Arbeit Viollet-le-Ducs vor und zeigt Missverständnisse in der vorwiegend negativen Rezeption seiner Arbeit in Europa auf. Ungeachtet dieser aufschlussreichen Darstellungen bleibt die im Titel formulierte Absicht, die Rezeption dieser Einflüsse in Rumänien zu erörtern, auf wenige Hinweise beschränkt.

Krista Zach: Vergangenheitsbezug und Identitätskonstruktion in rumänischen Geschichtsnarrativen im europäischen Vergleich (S. 271-295)

Vor dem Hintergrund des nach wie vor bedeutenden Konfliktpotenzials, das kon-

fligierende nationale historische Narrative vor allem in Nachbarschaftsverhältnissen auch innerhalb des sich vereinigenden Europa noch haben, wendet sich Krista Zach beispielhaft der Entstehung und Instrumentalisierung dreier für die rumänische Geschichtskonstruktion zentraler Narrative zu, um zu deren Dekonstruktion bzw. Umformung in ein für die umliegenden Nationen integratives Narrativ beizutragen. Im Rahmen einer vergleichenden Curriculumforschung werden nach einer eingehenden Klärung der theoretischen Zugänge und Bedeutungen von Mythen, großen und kleinen Geschichts-„Erzählungen“ und Identitätsbildungen die Narrative von Stefan dem Großen, Michael dem Tapferen, sowie das Narrativ von der Autochthonität der Siebenbürger Rumänen in rumänischen Schulbüchern analysiert. Das ontologische oder „Herkunftsnarrativ“ ist das älteste der genannten und entstand im Kontext einer „psychologische[n] Aufwertung einer unterprivilegierten Minderheit“ (S. 294) in Siebenbürgen, während das Stefans-Narrativ als symbolischer Bezugspunkt im Zuge der nationalstaatlichen Bestrebungen ab 1830 nachweisbar wird, um die Vereinigung der Donaufürstentümer zu legitimieren. Das jüngste und komplexeste – bisweilen widersprüchliche – Narrativ von Michael dem Tapferen, wurde anfänglich ähnlich dem Stefans-Narrativ vor allem als antiosmanisches Kriegshelden-Narrativ verwendet. Die Erzählung vom „Vereiniger der drei rumänischen Länder“ bestand zunächst parallel und nur vage definiert, bis diese beiden Aspekte schließlich im Zuge des Nationalkommunismus Nicolae Ceaușescus endgültig zu einer kohärenten Erzählung gebündelt wurden.

Abschließende Einordnung und kritische Stellungnahme

DEBATTEN ÜBER das Verhältnis west- und osteuropäischer Kulturen haben durch die Erschütterung lange unreflektiert bestehender Vorstellungen vonseiten postmoderner Theoretiker einerseits, sowie durch den europäischen Integrationsprozess nach 1989 andererseits, einige Brisanz erhalten. In diesem Sinne ist es äußerst begrüßenswert, den oft sehr hitzig geführten Kontroversen konkrete Fallstudien gegenüberzustellen, die auf empirischer Grundlage die theoretischen Diskussionen erhellen und vertiefen können und so wiederum auf die Theoriebildung zurückwirken können. Diesem Anspruch werden die hier versammelten Aufsätze leider nur selten gerecht, was im Einzelfall auf verschiedene Gründe zurückzuführen ist.

Zwar beginnen etliche der Beiträge mit einer kritischen Begriffsreflexion, die die Schwierigkeiten in der Handhabung des Vorbild-Nachahmungs-Konzepts ansprechen, doch bleiben die eigentlichen Fallstudien meist weit hinter diesen Überlegungen zurück. Hier müssen an erster Stelle methodologische Unzulänglichkeiten genannt werden, die sich z.B. im Fehlen einer Forschungsfrage (Žigon) oder der Nicht-Bearbeitung der Forschungsfrage manifestieren (Iveljić, Mihalache, Holec). Gleich-

falls gibt es Beiträge, die das Gesamtthema des Bandes letztlich nur sehr oberflächlich behandeln (C. R. Zach) oder nicht näher explizieren (z.B. Moşneagu).

Besonders deutlich bei Holec, aber auch bei Tóth, tritt mitunter auch der Fall hervor, dass der eigene empirische Befund das theoretische Konzept, auf dem dieser aufbaut, klar verwirft. In keinem dieser Fälle führt dies jedoch zur Einsicht, die angewandten Begriffe selbst einer Revision zu unterziehen, was als sehr enttäuschend zu betrachten ist.

Die Beiträge, die sich der Fragestellung in größerer analytischer Tiefe annehmen, kommen schließlich zu unterschiedlichen Ergebnissen, von denen allerdings nur zwei (Brandt, Cuşco) den expliziten Schluss ziehen, dass die Vorstellung einer einseitig verlaufenden Vorbild-Nachahmungs-Beziehung zu verwerfen sei.

Zusammenfassend sind also zwei vorrangige Kritikpunkte hervorzuheben: das ist zum einen die ungleiche Qualität der Aufsätze in Bezug auf logische Stringenz und systematischen Aufbau; zum anderen der am Ende deutlich einseitige Eindruck zugunsten des Modernisierungsparadigmas und der Unselbständigkeit der ostmittel- und südosteuropäischen Gesellschaften.



MATTHIAS DULLER